

Tierheilkunde in vergangenen Jahrhunderten

Als Schmiede, Hirten und Abdecker Tiere wie auch Menschen kurierten

Von Dr. Max Flad, Leinfelden-Echterdingen

Eine aufschlußreiche Quelle, wie Tierheilkunde einst ausgeübt wurde, bietet das „Lehrbuch für Land- und Hauswirth“ des Kupferzeller Pfarrers Johann Friedrich Mayer aus dem Jahre 1773. Darin schreibt er im Abschnitt „Vom Vieharzt“: „Viele unserer Bauern sind hier, wie alle anderen Bauern, sonderliche Menschen. Der Arzt für die Kuh ist gemeinlich auch der Doctor für sie, und der Doctor für sie ist auch der Arzt für die Kuh.“ Dann nennt Mayer verschiedene „Heilkundige“, so den „Zahnarzt, oder den Mann mit den grünen Strümpfen, einem Knebelbart, von funkelnden schwarzen Augen und einer fürchterlich schwarzen Perücke, einen Fallmeister¹ ... Hier sucht er Hülfe, und zahlet die Hülfe, die man verspricht, willig und theuer, und klagt nicht, wann auch alle Mittel, Kräuter, Beiner, Lumpen vom Galgen, und Rasen vom Rabensteine versagen“. Dann meint er weiter: „Ein

tummer Hirte, ein verdorbener alter Bauer, ein zaubrisch denkendes altes Weib, ein Fallmeister, diese Leute sind gemeinlich und vieler ihrer Viehärzte, und wie diese sind, sind auch ihre Curen und die Arzneyen: Ein paar übereinandergelegte Strohhalme, und darüber kreuzweise gespuckt, ein Bein vom Galgen, bethauet, unbeschrien in Stall gebracht, sind ihre Mittel gegen vieles.“ So sah es noch vor rund 200 Jahren mit der Tiermedizin aus.

Als Mayer diese Zeilen niederschrieb, gab es in Europa nur einige wenige Ausbildungsstätten für Tierärzte. Die erste – private – Fachschule wurde 1762 in Lyon von dem Franzosen Bourgelat gegründet; drei Jahre später entstand eine staatliche Anstalt in Alfort. Im deutschen Sprachraum war die Kaiserin Maria Theresia die erste Regentin, die 1767 in Wien eine akademische Ausbildungsstätte für Tierärzte einrichtete. Als im selben Jahr der Preußenkönig Friedrich eine diesbezügliche Anfrage an die Akademie richtete, bekam er die Auskunft: „Man kann Professoribus nicht zumuten, in dem Aas der Tiere zu wühlen.“ Doch die Zeit für die Gründung weiterer Tierarzneischulen war reif. Bis 1790 wurden solche Einrichtungen in Göttingen (1771), Hannover (1778), Dresden (1780), Karlsruhe (1784), Jena und Berlin eröffnet. Erst seit dieser Zeit gab es wissenschaftlich ausgebildete Tierärzte.

Wie war es überhaupt mit dem Gesundheitswesen und der ärztlichen Ausbildung früher bestellt? Medizin als Wissenschaft wurde an den Universitäten nur für werdende Ärzte gelesen. Die Studenten Vorderösterreichs besuchten hierzu die medizinischen Fakultäten in Freiburg und Wien, die Württemberger aber studierten an der Landesuniversität Tübingen. Als fertige Medici², vor allem aber als Physici (Amtsärzte), hatten sie die Apotheker, die man auch Materialisten nannte, wie auch alle Leute, die sich mit der Heilkunde bei Mensch und Tier beschäftigten, zu kontrollieren. Dazu gehörten nach einem württembergischen Edikt „die im Land befindlichen Apotheker, Barbierer, Bader, auch andere so Manns- und Weibspersonen, Schäfer, Scharfrichter³, Wasenmeister und dergleichen Leute“; dazu kamen noch „die von Zeit zu Zeit einschleichenden auswärtigen Medicastres (Wundärzte), Marcktschreyer, Landfahrer, Kälber-Ärzte, Wasserbrenner, Theriac⁴ und Wurtzel-Krämer, Sengensprecher und dergleichen dem gemeinen Wesen schädliche Leute“.

Neben den Medici und Physici mühten sich auch noch die Wundärzte um die Gesundheit der Menschen. Diese übten meist außer ihrem ärztlichen Beruf das Handwerk der Bader aus. Sie behandelten Wunden und Beinbrüche, zogen Zähne, schröpften und ließen ihre Kundschaft zur Ader. Seit dem Jahr 1621 durften Wundärzte in Würt-

Vorlage Dr. Max Flad.



temberg nur dann eine Praxis ausüben, wenn sie drei Jahre gelernt und anschließend eine Wanderschaft von sechs Jahren hinter sich gebracht hatten. Außerdem mußten sie ein Examen in Stuttgart oder Tübingen bestehen. So war für die Heilkunde zwar nicht bei Tieren, doch bei den Menschen einigermaßen gesorgt. Doch nur wenige konnten sich den Besuch eines Medicus aus der Stadt leisten, der immerhin ein bis zwei Gulden, d. h. das Drei- bis Sechsfache eines Taglohns, kostete. Zu kranken Kleinkindern wurden Ärzte äußerst selten geholt.

Scharfrichter und Abdecker

Die meiste Erfahrung mit kranken Tieren hatten jene Menschen, die berufsmäßig mit ihnen bzw. mit ihrer Verwertung zu tun hatten. Dies waren Schmiede, Kastrierer, Hirten und nicht zuletzt Scharfrichter, die in ländlichen Gebieten zugleich Abdecker waren. In Schwaben war für sie im allgemeinen die Bezeichnung *Nachrichter* üblich, weil sie nach dem Urteilsspruch der Richter in Funktion zu treten hatten. Ihre Arbeit galt als „unehrlich“ und war verfehmt. Dies hing u. a. damit zusammen, daß das Volk glaubte, der Hinzurichtende sei ein Wesen dämonischen Charakters und jede Berührung mit ihm löse magische Kräfte aus. Darum trug der Scharfrichter bei der Hinrichtung Handschuhe und zum Teil auch eine Gesichtsmaske, um sich vor dem bösen Blick des Delinquenten zu schützen.

Zeichen ihrer besonderen Stellung war, daß die Scharfrichter in der Kirche einen besonderen Stuhl und im Wirtshaus einen besonderen Tisch hatten; auch war ihre Wohnung in der Regel abgelegen. So war der Ort des Schussenrieder Nachrichterhauses zuerst am früheren Stubersweiher am Otterswanger Ösch und später auf dem Äscher in Richtung Roppertsweiler. Ab 1717 wohnten sie weit draußen am Steinhauser Ried in der Kleinhäuslerkolonie Aichbühl, wo sie sich nicht nur um ihre eigenen Obliegenheiten, sondern auch um die dort Angesiedelten kümmern mußten, die dauernd im Unfrieden mit den Bauern der Nachbardörfer lebten. Der Wohnsitz des Biberacher Scharfrichters lag an der Stadtmauer unweit des Ulmer Tores, der des Memminger ebenfalls in der Nähe der Stadtmauer unweit des „Frauenhauses“, in welchem die „Hübschlerinnen“ hausten. Der Scharfrichter von Münsingen auf der Alb aber – der übrigens ein recht wohlhabender Mann war – lebte außerhalb des Stadttores. Er hatte einen sehr ausgedehnten Kleemeisterbezirk und bezog von jeder Gemeinde, je nach Größe, drei bzw. vier Schilling im Jahr.

Auch in Altwürttemberg waren die Scharfrichter wie in Oberschwaben noch nebenberuflich Wasenmeister. Ihre Obliegenheiten nach dem Generalskript vom 7. Februar 1737 geregelt. Danach mußte der Eigentümer eines erkrankten Tieres dieses zuerst beim Amtmann und den verpflichteten Viehbeschauern anzeigen. Falls nach deren Meinung Aussicht auf Heilung bestand, sollte er bei den „ordentlichen Viehärzten“ die erforderlichen Medikamente abholen. Wenn jedoch diese Arznei-

mittel keine Besserung brachten, konnte der Viehbesitzer das erkrankte Stück selbst schlagen oder durch einen Metzger stechen lassen. Die anschließende „Eröffnung“ hatte im Beisein von Urkundspersonen zu erfolgen, von deren Erlaubnis es abhing, ob das Fleisch verkauft oder selbst verspeist werden konnte. War das Fleisch ungenießbar, mußte das Tier dem Kleemeister überlassen werden, dem nach dem Abdecken auch die Haut samt Haaren, Schwanz und Klauen gehörte. Durch den Handel mit Klauen erhielt der Abdecker den Namen Kleemeister. Von der Kulturpflanze Klee kann die Bezeichnung nicht herrühren, da mit dem Anbau von Klee in Schwaben erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begonnen wurde. Das Abdecken von Kadavern durch Schäfer war im Herzogtum Württemberg verboten, im Ries dagegen erlaubt. Verscharrt (verlocht) wurden die Tierleichen auf dem Schelmenwasen, einem extra für diesen Zweck ausgewiesenen Gemeindeeigentum.

Über das Kleemeisterwesen in Oberschwaben sind wir durch die Bestallungsurkunde des Klosters Rot für seinen Scharfrichter Hans Georg Sigmayer von 1724 gut unterrichtet. In ihr war bestimmt, daß er für seine Tätigkeit von der Herrschaft eine Behausung erhalten sollte, ferner eine Besoldung in Geld – 24 Gulden im Jahr – und Naturalien. Einen Teil seines Verdienstes, nämlich 36 Gulden, hatte die Landschaft zu übernehmen. Zwar hatte Sigmayer die Häute der abgegangenen Tiere an das Kloster abzugeben, erhielt aber für das Abdecken und Beseitigen der „schelmigen“ Kadaver je nach Alter der Tiere 14 bzw. 20 Kreuzer. Kälber bis sechs Wochen gehörten ihm mit „Haut und Haaren“. Für seine Kleemeisterei hatte Sigmayer einen Knecht zu halten; außerdem mußte er im Besitz eines Pferdes und zweier Schinderkarren sein. Beim Transport der toten Tiere auf den Wasen durfte der Abdecker wegen der Gefahr der Seuchenübertragung kein gefallenes Stück ziehen oder schieben.⁵ Doch war es ihm bei Viehseuchen erlaubt, neben seinem eigenen Roß noch weitere zum Transport zu gebrauchen. Zu seinen Aufgaben gehörte ferner die Fütterung von sechs Hunden der Klosterjäger; das Fleisch hierzu sollten die abgegangenen Tiere liefern. Da daran wohl manchmal Mangel war, ist der Spruch verständlich: „Wann d'r Bauer über sei Kuh heinet, lachet dem Fallmeister sei Herz.“

Aus Beschwerden des Roter Scharfrichters Johann Georg Sigmayer im Jahre 1789, einem Enkel des Hans Georg, ist ersichtlich, daß „ihm die Obrigkeit die Praxis des Medizinierens⁶ genommen hat, obwohl doch Gott den Segen jederzeit dazu gegeben“. Die Antwort des Oberamtmanns aber lautete: „Das Medizinieren kann niemals erlaubt werden, ohne gegen den Leib- und Wundarzt und ohne gegen die Polizeiverordnung zu handeln.“ Offensichtlich hatte Sigmayer bestehende Anordnungen nicht beachtet.

Aus den Vereinödungsprotokollen von Ortschaften im Allgäu erfahren wir, daß bei „einzechten Höfen“ hinsichtlich der Kadaverbeseitigung andere Regeln als bei geschlossener Dorfansiedlung bestanden. Hier durfte bei Viehseuchen jeder Bauer

ein Kadaver selbst verlochen, ohne daß es ihm zu Schimpf und Schande, ja „Unehrllichkeit“ gereichen sollte. Es heißt hier mehrfach: „Wenn wider Verhoffen einem oder dem anderen etwas krepieren oder zu Schaden gehen solle, derselbe ein solches krepierendes Luder⁷ in seine Einöde ohne Belästigung seines Nachbarn verlochen oder verscharren solle.“

Mit dem Abdecken der „krepierenden Luder“ war natürlich, insbesondere wenn bei Seuchen viele Tiere verendeten und längere Zeit liegen blieben, Gestank verbunden.⁸ Dies war mit ein Grund, daß man den Fallmeister mied und ihm eine abgelegene Wohnung zuwies. Das Volk war aber auch des Glaubens, daß jeder Umgang mit Aas einen Menschen „unehrlich“ mache. Nach der Reichshandwerkerverordnung von 1731 sollten die Kinder ehemals unehrlicher Berufe, wie „der Land-, Gerichts- und Stadtknechte ebenso auch der Gerichts-, Fron-, Thurm- und Feldhüter, Totengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bachstecher, Schäfer und dergleichen zum Handwerk zugelassen werden“, nicht aber die Söhne der Schinder. Nur die zweite Generation konnte von ehrlichen Zunfthandwerkern aufgenommen werden, falls die erste „eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darin mit den Ihrigen wenigst 30 Jahre lang continuieret hätte“. Es war also schwierig, aus diesem „unehrlichen“ Beruf herauszukommen. Die Handwerker verstanden es, sich abzuschließen.

Die Folge der Ehrlosigkeit war, daß die Söhne von Scharfrichtern meistens wiederum den Beruf ihres Vaters ausübten und die Töchter in entsprechende Familien einheirateten. So entstanden ganze Scharfrichterdynastien. In Oberschwaben war dies u. a. die Familie Vollmer, von der Abkömmlinge im 18. Jahrhundert in den Donaustädten Mengen und Riedlingen, ferner in den Herrschaften Waldburg-Waldsee, Waldburg-Wurzach und in den Klostergebieten von Zwiefalten und Schussenried ihr Handwerk ausübten. Auch der Scharfrichter des Stifts Roggenburg bei Weißenhorn trug den Namen Vollmer. Der Mengener und

Riedlinger Zweig der Familie war künstlerisch begabt; ihm entstammten mehrere Maler und Bildhauer.⁹

Eine andere Nachrichtersippe waren die Leimer, welche längere Zeit von Marbach aus wirkten, das zur Herrschaft Dürmentingen-Scheer gehörte. Sie galten als gute Heilkundige bei Menschen und Tieren. Ein Angehöriger des Geschlechtes besaß eine Sammlung von über 250 Rezepten, wovon 170 bei Krankheiten von Menschen zu gebrauchen waren.

Zu den Scharfrichterdynastien gehörten auch die Kober, die von den Herrschaften Stadion-Warthausen und Zeil-Wurzach angestellt waren, und die Deibler, die Biberacher Scharfrichter. Zuletzt seien noch die Deigendesch (Steigendesch) genannt, die von Balingen über Ochsenhausen bis nach Leinau, einen Klosterort von Irsee, verbreitet waren. Von J. Deigendesch aus Balingen stammt „Nachrichters nützliches und aufrichtiges Pferd- oder Ross-Arztney-Buch“, welches von Cotta, dem berühmten Tübinger Verleger, im 18. Jahrhundert mehrfach aufgelegt wurde.

Unter den Scharfrichtern gab es viele, die durch den Umgang mit toten Tieren, ihre Hauptbeschäftigung, wirklich etwas von Krankheiten verstanden, und es war daher vernünftig, daß ihnen von Regierungsseite aus im Jahr 1697 „das recht zu artzten“ zugestanden wurde. Allerdings hatten mehrere als fertige Ärzte Schwierigkeiten bei der Ausübung ihres Berufes, da zahlreiche Menschen eine Scheu hatten, sich von einem Scharfrichtersohn behandeln zu lassen. Bei den Tieren hatten die Bauern weniger Furcht. Darum erstaunt es nicht, daß Söhne von Scharfrichtern mit zu den ersten Absolventen von Tierarztschulen gehörten; kam ihnen doch der große Erfahrungsschatz ihrer Vorfahren zugute. So waren die ersten wissenschaftlich ausgebildeten Tierärzte in Württemberg Angehörige der Familien Vollmer und Leimer. Vollmer, aus Steinach bei Waldsee gebürtig, hatte im Jahr 1784 sein Studium an der Wiener Hochschule absolviert, war dann von 1806 bis 1812 „Fürstlich Wolfegg'scher Haustierarzt“ und anschließend Oberamtstierarzt in Waldsee. Leimer war in Riedlingen tätig.

Recht spät, erst 1808, erließ König Friedrich von Württemberg eine Anordnung, in der er verfügte: „Seine Königliche Majestät haben die bisher auf den Kleemeistern oder Abdeckern ruhende Anrühigkeit oder levis notae macula aufgehoben.“ Vielleicht erschien diese Anordnung auch nur, um in den damaligen Kriegszeiten auch die Söhne von Wasenmeistern zum Militär einziehen zu können.

Schmiede

Während die Abdecker überwiegend bei krankem Vieh in Anspruch genommen wurden, waren bei Pferdekrankheiten Schmiede die am häufigsten aufgesuchten Heilkundigen. An sie wandten sich in ihren Nöten Bauern, Soldaten wie auch die Herren vom Adel. Krankheiten bei Rössern, wie in Schwaben Pferde meist genannt wurden, waren besonders gefürchtet, lag doch der Preis für diese Tiere

Verbrecher, Hexe, Abdecker. Aus: *Das Hausbuch. Bilder aus dem Mittelalter von einem unbekanntem Meister, Insel-Bücherei Nr. 452.*





Schmied mit Pferd im Zwangsstand. Aus: Ludwig Scheller, *Pferdehändler aus dem Allgäu*, Kempten 1976.

mehr als doppelt so hoch wie der für das Vieh. Dazu kam, daß Pferde zum Reiten, zum Ziehen in der Landwirtschaft, für das Fuhrwesen und beim Militär unentbehrlich waren.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß unter den frühesten Autoren von Büchern über Pferde und deren Krankheiten mit dem Heereswesen verbundene Adlige zu finden sind. Solche Werke häuften sich im 16. Jahrhundert, als im Süden von Deutschland die Verwendung von Pferden zum Ziehen außerordentlich zugenommen hatte.¹⁰ Von Marx Fugger, dem Herrn von Oberkirchberg und Weißenhorn, erschien 1578 das Buch „Von der Gestütere“. Einige Jahre später brachte sein Stallmeister Mang Seuter, ein Allgäuer, „Ein vast schönes und nützlichs Buech von der Rossarzeney“ heraus. Ebenfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfaßten die Grafen Wolfgang von Hohenlohe und Friedrich von Württemberg bemerkenswerte Bücher über die Heilkunde bei Pferden.

Über Roßkrankheiten ist auch einiges aus alten Dorfordnungen und aus Heinrich Mynsingers Schrift: „Von Falken, Pferden und Hunden“ zu erfahren. Darin beschreibt letzterer u. a. 1450 die Räude: „Das Pferd wird reidig also, daß von den Rossen Schuppen fallen.“ Zusammen mit Rotz wird die Räude vielfach auch in den Dorfsatzungen genannt. So mußten nach der Grimmelfinger Ordnung von 1579 die Bauern Rösser, „die ritzig (rotzig), reidig oder sonst schädlich sind“, im Stall behalten. Sie waren von der gemeinsamen Weide ausgeschlossen. Anderwärts galt dies auch für „wurmige“ Pferde. Von der Rolle des Hufschmieds als Tierarzt berichtet bereits die Ulmer Schmiedordnung von 1505, die als Berufsaufgabe verschiedene Heilverfahren bei Pferden erwähnt. Auch der Nürnberger Schuhmacher und Poet Hans Sachs läßt einen Schmied in einem Gedicht von sich behaupten:

„Lassen und schwänzen ich wohl kann
den Pferden, die auch Schäden han.
Ich kann heilen Räude und Rotzen,
den Feifel¹¹ und die Angstel schneiden.“

Zur Arbeit der Schmiede gehörte demnach der Aderlaß wie auch das Kupieren der Pferdeschwänze. Hierbei benutzten sie zum Schließen blutender Adern ein besonderes „Schwanzbrenneisen“. Auch führten sie verschiedene kleinere Operationen durch. Nach Zedlers Universallexikon mußte der Schmied „durch diensame Mittel, es sey äußerlich durch Aderlassen und Auflegen guter Horn-, Heil- und andere Salben und Pflaster oder innerlich mit Pulvern und Eingüssen zu heilen wissen“. Eine solche „Roßkur“ mit Eingießen zeigt eine Illustration aus Marx Fuggers Buch.

Eine wichtige Funktion übten die Schmiede im Heereswesen bei den Reiterregimentern und beim Troß aus. Ihre Feldschmiede, die aus einem Protzwagen mit eingebautem Feuergeschränk und Gebläse bestand, war durch eine Fahne kenntlich gemacht. Deswegen hießen die Unteroffiziere, die sie bedienten, Fahnschmiede. Diese Bezeichnung wurde 1863 im preußischen Heer in Unterroßarzt umgeändert.

In den Dörfern und Städten aber waren die Schmiede Mitglieder der Beschaukommission für Pferde, Rinder, Schweine und Ziegen. Dieses Kollegium bestand aus drei, manchmal auch vier sach-

„Roßkuren“. Aus dem 1609/10 gedruckten Buch „Della Cavalleria. Grundtlicher Bericht von allem, was zu der Reuterei gehorig und einem Cavallier davon zu wissen geburt“ des Herzoglich Braunschweigischen Berghauptmanns und Stallmeisters Georg Engelhard von Löhneysen (1552–1623).



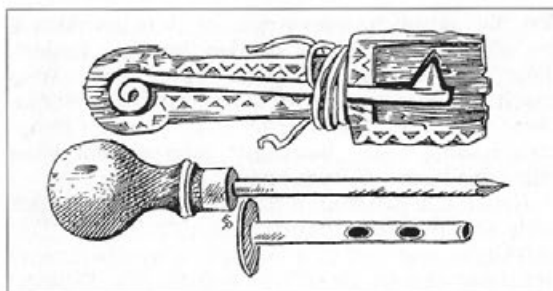
kundigen Beschaumeistern. Einer von ihnen war ein Schmied. Ihre Aufgabe war es, den Gesundheitszustand von zugekauften fremden Tieren zu überprüfen, um Seuchen fernzuhalten. Weiterhin mußten die Beschaumeister bei der Öffnung von Pferden anwesend sein, die an den vier Hauptmängeln – „lungensüchtig, kitzig, krötzig und herzschlächting“ – eingegangen waren.

Auch nachdem die Ausbildung der Tierärzte an besonderen Schulen erfolgte, konnte noch lange nicht auf die Kenntnisse und Erfahrungen der Schmiede wie auch der Kleemeister verzichtet werden. So zählten zu den ersten Lehrern an der „Königlichen Thierarzneischule“ in Stuttgart die Schmiede Hoerdts und Gross.

Schäfer und andere Laienbehandler

Von jeher wurden den Schäfern, welche durch ihren Beruf einen sehr engen Kontakt nicht nur zu ihren Tieren, sondern auch zur gesamten Natur hatten, Heilkräfte zugesprochen. Ihr Rat war auch bei kranken Menschen gesucht. Zeugnis davon ist das um 1830 entstandene Bild von C. Kreul „Der Dorfhirt als Arzt“, das im Deutschen Hirtenmuseum in Hersbruck hängt. Man sieht auf ihm einen Schäfer, der in einer Bauernstube den Urin eines kranken Kindes untersucht. Dies war in jener Zeit eine auch von ausgebildeten Ärzten angewandte Methode zum Diagnostizieren von Krankheiten.

Zur Ausübung der Tiermedizin bei Schafen meinte aber ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts: „Endlich soll sich ein Hirte auf die Vieh-Artzeney wohl verstehen und denselben bey allerhand zustoßenden Krankheiten zu Statten kommen, weil



Aderlaßeisen (oben) und Trokar mit Hülse. Der Hirt war oft schnell tierärztlich gefordert. Den Trokar und das Aderlaßeisen hatte er auf der Weide immer bei sich. Wenn ein Rind zuviel nassen Klee gefressen hatte, konnte sich der Pansen des Tieres gefährlich blähen. Zur schnellen Abhilfe stieß der Hirt den Trokar, einen eisernen Dolch mit einer durchlöchernten Messinghülse umgeben, in die Pansenwand und zog ihn wieder heraus. Die Hülse verblieb, bis durch ihre Löcher das Blähungsgas weggezogen war. Das Aderlaßeisen wurde bei vielen Krankheitsercheinungen der Tiere angewendet. Aus: Ernst Pflaumer, Deutsches Hirtenmuseum Hersbruck, Hersbruck 1978.

sonst manches Stück von einem plötzlichen Unfall auf der Weide crepieren muß, welchem mit einem geringen Mittel hätte geholfen werden können.“ Aus diesem Grund hatte ein Hirte auf der Weide stets einen Trokar wie auch ein Aderlaßeisen¹² bei sich.

Außer Kleemeistern, Schmieden und Schäfern wurden auch jene Leute zu kranken Tieren geru-



Carl Kreul (1804–1807), Der Dorfhirt als Arzt. Das Bild zeigt den Hirten bei der Urinuntersuchung. Aus: Ernst Pflaumer, Deutsches Hirtenmuseum Hersbruck, Hersbruck 1978.

fen, die männliche oder weibliche Tiere kastrierten. Im allgemeinen hatten sie den Namen „Heiler“. Jene aber, welche weibliche Ferkel unfruchtbar machten, wurden von den Bauern „Nonnenmacher“¹³ genannt. Das Kastrieren von jungen Hengsten nannte man „balachen“, von diesem Wort rührt der Name Wallach her.

Neben den genannten Heilkundigen übten noch viele andere Laienbehandler¹⁴ die Tiermedizin aus. Im Allgäu war dies u. a. die sehr angesehene und bekannte Familie Dentler in Arrisried bei Kießlegg. Als im Jahr 1761 die Maul- und Klauenseuche in Waldsee ausgebrochen war, die „auf ein arges Gewitter, das den ganzen Feldertrag erschlagen hat“, zurückgeführt wurde, sah man sich gezwungen, eine „kranke Weide zu betreiben und ungesundes Futter abzugeben“. Jetzt ließ man auch den Hirten die Tierheilkunde in Arrisried erlernen, „um künftig besser beraten zu sein“. Ein Mitglied der Dentler-Familie wurde später dadurch berühmt, daß er die Krätze beim Menschen mit einem Quecksilberpräparat behandelte.

Laienbehandler gab es noch lange. So wird vom Oberamt Waldsee 1887 erwähnt, daß jetzt viele Pfarrer und Lehrer homöopathische Hausapotheken besitzen und nicht nur Tiere, sondern auch Menschen kurieren. Später ging ihre Zahl dann zurück. Im Jahr 1892 gab es im Bezirk vierzehn, 1928 dagegen nur noch vier Laienbehandler.

Von alten Rezepten

Schlägt man ein altes Buch wie die „Hauß- und Feldschule“ von Georg Andreas Böckler auf, das 1698 in Nürnberg erschien, so ist man überrascht über die Unzahl von empfohlenen Arzneimitteln. Einige davon, das Vieh betreffend, seien der Kuriosität halber erwähnt:

- Wann die Kühe Blut pissen oder harnen, so gibt man ihnen Butter-Milch oder ihr eigenes Wasser wieder ein.
- Zur Milz, Hirschzungen gesotten oder Wermut.
- Für die große schwarze Warzen, die dem Vieh am Kopf, Hals oder Bauch wachsen, die solle man in den letzten Viertel deß Mondes mit Pferd-Haar binden, so fallen sie ab.
- Wann eine Kröte die Kuh gesogen, da schwillt ihnen das Euter, so schmieret man dasselbe mit frischer Butter.
- Wann das Vieh verzaubert oder toll worden, so nimmt man Beerwinkel, Dost, Knobloch, Widerthon durcheinander und gibt ihnen zu lecken.

Und so geht es weiter. Doch dies dürfte von den alten „Arzteneyen“ genügen.

Geistliche Mittel

Bei der Eigenartigkeit der genannten Arzneimittel, von denen sicherlich viele unwirksam waren, ebenso aber auch in Anbetracht des Versagens vieler Roß- und Viehärzte sahen sich die Viehbesitzer gezwungen, Hilfe bei überirdischen Mächten zu suchen. Sie wandten geistliche Mittel an, flehten zu



Der hl. Wendelin in der St.-Michaels-Kapelle in Gammertingen, ein Werk des Biberacher Bildhauers Hans Thomas Kutzberger (1607–1684) aus der Zeit um 1675. Aus: Manfred Hermann, Kunst im Landkreis Sigmaringen, Sigmaringen 1986.

Gott und baten um Fürsprache in ihren Anliegen bei den „lieben Heiligen“.

Zu allererst aber versuchten sie, mit geistlichen Mitteln Krankheiten zu verhüten. Dabei hatten die Festtage von Mariä Himmelfahrt (15. August) und Dreikönig eine besondere Bedeutung. Zum Himmelfahrtstag banden Frauen und Mädchen einen prächtigen „Weihwisch“, den in der Kirche der Pfarrer segnete. Ein Teil desselben wurde nach dem Gottesdienst zum Schutz vor Krankheiten dem Vieh verfüttert und der Rest auf der Bühne des Hauses aufbewahrt.

Am Dreikönigstag aber fand die große Weihe von Weihrauch, Salz und Wasser statt. Mit Mehl, geweihtem Salz und Wasser backte die Bäuerin dann einen Salzkuchen, der im Laufe des Jahres erkrankten Tieren stückweise verabreicht wurde. Außerdem erfolgte an Dreikönig die Hausweihe, wobei die ganze Familie mit dem Rest des Weihwisches, der in der Pfanne verbrannt wurde, betend durch Haus und Stall ging. Mit dieser Hausweihe baten die Bauern Gott, er möge alles Böse von Haus



Der hl. Antonius Eremita, der „Saudone“. Votivtafel aus der Pfarrkirche Riedhausen. Foto: Th. Härle

und Hof fernhalten, der Segen Gottes aber solle durch die Türen eindringen.

Zur Abwehr böser Geister wurden nach dem Palmsonntag im Oberschwäbischen auch die prächtigen „Palmen“ vor den Stalltüren aufgestellt, um Unheil vom Stall abzuwehren. Später dann beim Weideaustrieb, der meist um Georgi erfolgte, segnete der Pfarrer die Herde des gesamten Dorfes, worauf die Bauern den allergrößten Wert legten. Dieser Brauch sollte nämlich – wie viele andere – im Zeichen der Aufklärung abgeschafft werden.

Auch Abbildungen von Gnadenbildern brachten die Bauern zur Verhütung jeglichen Ungemachs unter den Tieren an den Stalltüren an. Wenn dann aber doch Bauer und Bäuerin durch Viehkrankheiten im Stall geplagt wurden, beteten sie nicht nur zum Herrgott, sondern suchten dazu noch um Vermittlung ihrer Bitten bei den Bauernheiligen nach. St. Eligius und St. Georg wurden so der Pferde wegen angerufen, St. Wendel und St. Leonhard galten als Patrone des erkrankten Hornviehs. Der heilige Eremit Antonius („Saudone“) aber war der Fürsprecher, wenn Schweine nicht gesunden wollten. Sein Attribut ist ein Schweinchen mit einer Glocke.

Besonderen Schutz jedoch versprachen sich unsere Vorfahren von der Muttergottes; stand sie doch Jesus Christus am nächsten. Davon zeugen viele Wallfahrten zu ihren Verehrungsstätten wie Einsiedeln, Altötting und Maria Steinbach, der Wallfahrt

der Prämonstratenserabtei Rot. Von Gebetshörungen in Steinbach künden zahlreiche Votivtafeln, die glücklicherweise noch erhalten sind. Die Mirakelbücher, in denen die Chorherren die Wunder aufschrieben, überliefern folgenden Notfall: „Joseph Koch, Hauptmann zum Weyher, Hochfürstlich Kemptischer Unterthan, hatte 1731 ein Pferd à 40 Gulden, welches unversehens so stark erkranket, daß der Schmid zu Altusried – wie auch der wohlverfahrene Artzt und Beschau-Meister der Pferdten Andreas zu Kimratshofen keine erkleckliche Hülff thun zu können, aufrichtig bekennt, und seine Nachbarn keinen Batzen mehr für die Gesundwerdung des Pferdes geben wollten.“ Koch, dem schon „ehevoriges Jahr ein gutes Pferd draufgegangen“, begab sich dann in den Stall, betete die Fünf Wunden knieend, verlobte das Pferd nach Steinbach und versprach bei seiner Gesundung, „ein heilige Meß lesen zu lassen und ein wächsernes Pferd aufzuopfern“. Nachdem er sich erneut mit den Roßärzten besprochen hatte, gingen sie wiederum in den Stall und sahen, „daß das hingeschätzte Pferd aufrecht bey dem Bahren stehe und in dem Futher kleible“. Zum Dank hat der Votant „zur ewigen Gedächtnuß nebst Verrichtung seiner Gelübten ein gemahlte Votiv-Tafel in Steinbach aufgehengt.“

Über ein weiteres „auf Vorbitt Mariä besehenes Mirakel“ wird berichtet: „Antoni Zengerle von Altmannshofen, Schmid à 33 Jahr, sagt eydlich, daß er Anno 1732, da die bekannte Viehsucht durch das ganze Land grassieret, er aber abwesend war, jedoch gehört, daß zu Altmannshofen männiglich in großen Schröcken, weil die Vieh-Sucht allbereits angefangen einzureissen, er sein Vieh der Schmerzhaftten Mutter-Gottes anbefohlen und ein Wallfahrt nach Steinbach versprochen, wann es seinen Stall nit sollte inficieren; und es seye die Viehs-Sucht bey ihme niehmals verspühret worden, ob er schon gar nichts gebraucht.“

Andere Mirakelberichte wissen von der Gesundung eines „elenden und scheutzlichen Pferdes, welches auch die Roß-Artzt schindermässig schätzten“, sowie von einem so „erkrummten Pferd, daß es gar nit über die Thürschwällen gehen konnte“. Interessant ist bei diesem Fall der Zusatz: „Es ware ihme ehedessen eben dieses Pferd auch schon einmahl erkranket, und es zeigte sich, als wenn ein Zauberey unterloffen, welches aus mehrmahligen Zeichen zu verspühren ware, hernach aber, als diß Gelübt geschehen, verbleibe das Pferdt allzeit frisch und gesund, ob schon demselben kein zeitliche Artzney beygebracht worden.“

Bei Menschen des 18. Jahrhunderts, aus dem der Mirakelbericht von dem verzauberten Pferd stammt, glaubten noch fest an die wirkliche Existenz von Hexen. Zwar wurden die meisten Hexenprozesse in der Zeit von 1590 bis 1630 durchgeführt, aber auch später hat man noch viele arme Menschen, welche des Umgangs mit dem Teufel beschuldigt wurden, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. So wurden auf den Fildern in den Jahren 1663 bis 1665 375 Personen wegen Hexerei angeklagt und allein in Vaihingen 88 und in Möhringen

77 hingerichtet. Auch heute noch soll der Glaube an Hexen lebendig sein.

Die Bauern aber waren in jenen Jahrhunderten der Auffassung, daß die Hexen in der Lage seien, Pferde und Kühe zu lähmen und ihnen die Milch zu nehmen. Dies bekannten die der Hexerei Beschuldigten auch bei den Folterungen.

Im Zeichen der Aufklärung, tatkräftig unterstützt von Kaiserin Maria Theresia, fand der Hexenwahn ein Ende. Diese Entwicklung ist auch aus einem „Lehr- und Gebetbuch für das liebe Landvolk“ vom Jahr 1793 zu ersehen, wo es im Abschnitt: „Wie man sich vor sogenannten Hexereyen bewahren kann“, heißt: „Oft wenn etwas nicht von Statten geht oder irgend ein Unglück im Stall herauskommt, legt man die Schuld auf Hexereyen ... Fleißige und vernünftige Leute wissen nichts von Hexereien, und wollen nichts davon wissen.“ Nach Ratschlägen, Stall und Vieh sauber zu halten und letzteres gut zu füttern, folgt am Schluß des Kapitels der Spruch:

„Versorg dein Vieh und schon es auch:
Dieß ist der beste Hexenrauch.“¹⁵

Doch noch lange verlangten die Bauern bei mehrfachem Unglück unter dem Vieh, daß die Stallungen durch Benediktion enthext wurden. Auch mit eigener Hilfe versuchten sie, sich gegen Hexen zu schützen. Irgendwo im Stall versteckten sie einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Drutenkopf, ich verbiete dir mein Haus und meinen Hof, ich verbiete dir meinen Roß- und meinen Kuhstall, ich verbiete dir meine Bettstatt, daß du nicht über mich trestest, trete in ein anderes Haus, bis du über alle Berge steigest und alle Zaunstecken zählst und über alle Wasser reitest, so kommt der liebe Tag wieder in mein Haus. Im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit. Amen.“

Doch, so wie Unholde Schaden stifteten, gab es andererseits wieder Personen, welche durch Dafür-tun, durch Segensprechen das Unglück zum Guten wenden konnten. Durch Handauflegen, Streichen, Blasen und Besprechen versuchten sie, erkrankte Tiere und Menschen wieder zu heilen. Unter diesen Segensprechern gab es neben wenigen wirklichen Heilern viele, viele Scharlatane.

Zeugnisse von Viehseuchen in früherer Zeit

Seit Menschen Haustiere halten, verbreiten sich unter diesen Krankheiten und Seuchen. Doch eingehende Nachrichten darüber fehlen; wurden doch viele Seuchen, die unter den Tieren grassierten, noch im 16. Jahrhundert als Pest, Sterbend, Schauer und Unrat bezeichnet. So heißt es zum Beispiel im „Gebott und Verbott“ des Klosters Marchtal im Jahr 1578: „Es soll keiner Vieh oder Roß in Flecken kaufen, das nicht aus Orten kommt, die in Jahr und Tag kein sterbend oder anderer unrat unter roß und viech nicht gewesen.“ In der Dorfneuerung von Grimmelfingen (1579) werden allerdings die Pferdekrankheiten Rotz und Räude genannt, und die Polizeiordnung von Dietenheim erwähnt Lungenfäule und Aufstossen.

Genauere Beschreibungen von Seuchen in Verbindung mit anderem Unglück stammen erst aus dem 18. Jahrhundert. So berichtet Abt Walter von Obermarchtal über die Notzeiten im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts: „Zu diesem (große Schuldenlast des Klosters) kamen noch andere Übel: 1716 ein Winter, der so kalt war, daß die fruchtbarsten Bäume zu Grunde gingen, dann ein unfruchtbares Jahr, so daß man kaum den Samen zur künftigen Saat erhielt, eine Seuche unter dem Rindvieh (Rinderpest), eine starke Türkensteuer; und dann in den darauffolgenden Jahren vielfältige Schauerwitter. Das Elend war so groß, daß durch Auswanderungen nach Ungarn beinahe ganz Schwaben entvölkert wurde.“

Über die Maul- und Klauenseuche, die man früher „Maul- und Fußweh“ nannte, gibt es eine eingehende Beschreibung aus dem Jahr 1732, welche uns R. Roth aus Leutkirch übermittelt hat: „Das Hornvieh bekam oben und unten an der Zunge eine weiße Blase oder Schrunde. Wenn nicht sogleich Hilfe geschaffen wurde, so faulte innerhalb 24 Stunden die Zunge ab und fiel dem Vieh aus dem Maul, worauf es verendete. Bei dem Öffnen der Blase mußte besonders darauf gesehen werden, ob sich auf der Zunge kein Haar befinde. Das Öffnen derselben mußte mit einem silbernen Instrument, welches auf der einen Seite glatt und auf der anderen Seite eine Feile bildete, geschehen. Mit dem glatten Teile wurde die Blase ausgedrückt und die Zunge gesäubert. Bei den Pferden zeigte sich diese Krankheit auch an den Geschlechtsteilen. Durch eine kaiserliche Verordnung vom 15. März 1732 wurde die strenge Vorsichtsmaßregel gegeben, daß für jeden Ort eine eigene Commission bestellt wurde, die alle Ställe zu visitieren habe. Zugleich wurde ein eigenes Rezept gegen diese Seuche veröffentlicht. Auch öffentliche Betstunden zur Abwendung des Übels wurden angeordnet.“

Die Seuche war in allen Orten der Stadtpfarrei verbreitet. Durch die große Umsicht, wobei Stadtpfarrer Dr. Waibel selbst eine große Thätigkeit entfaltete, und die schell angewandten Mittel, hatte man in der katholischen Pfarrgemeinde auch nicht einen einzigen Todesfall zu beklagen, während anderwärts eine Menge Vieh aller Gattungen dieser Seuche erlag.“

Zur Vorbeugung gegen diese Viehsucht des Jahres 1732 wurde an anderer Stelle eine Arznei empfohlen, die man gesunden Tieren geben sollte. Es bestand aus bestimmten Mengen von „Kochsalz, Salpeter, Knobloch oder Aronswurtzel, Endzianwürtz, Honig, Wacholder-Beeren, Weinessig, Weisen, Wein und Wasser.“¹⁶

Über die Ursachen der Maul- und Klauenseuche waren sich die Menschen einst vollkommen im Unklaren. Die Regierung des Herzogtums Württemberg erließ im März 1732 ein „Generalrescript, die Verhinderung einer Viehseuche und das Säubern der Bäume von Raupen betreffend“. In diesem Erlaß wird darauf hingewiesen, daß die Seuche an einer schwarzen Blase unter der Zunge erkenntlich sei. Diese ansteckende Krankheit hänge wahrscheinlich mit der starken Raupenplage des

vergangenen Jahres zusammen. Darum wurden die Untertanen aufgefordert, Raupen, die von den Bäumen herunterfielen, in größtmöglichem Umfang zu beseitigen.

Die Maul- und Klauenseuche hat noch bis in die Gegenwart die Ställe heimgesucht, während eine noch viel schlimmere Geißel der Viehhaltung, die Rinderpest, erloschen ist. Den württembergischen Rescripten nach ist sie im Herzogtum 1712, 1745, 1796 bis 1799, 1813 und 1829 aufgetreten. In Preußen wurde sie stets in Kriegszeiten registriert, so im Bayrischen Erbfolgekrieg, im ersten Schlesischen und im Siebenjährigen Krieg sowie in den französischen Revolutionskriegen. Im Jahr 1796 soll Deutschland im Verlauf weniger Monate über eine Million Rinder verloren haben. Das Volk nannte die Rinderpest Übergälle, Gallenfieber, Loserdürre und hungarische Rindviehseuche¹⁷. Zu der Bezeichnung Loserdürre trug der Umstand bei,

daß die Beschaumeister bei der Sektion im dritten Magen des Rindes, dem Loser, dürres Futter vorfanden.

Wie sich in der Rinderpest 1796 in Pfullendorf austobte und wie man sie mit geistlichen und weltlichen Mitteln zu bekämpfen suchte, wissen wir aus der Chronik des Stadtbaumeisters Heilig. Daraus ist ersichtlich, wie ausgeliefert früher die Menschen waren, als es noch keine wirksamen Heilmittel, keine ausgebildeten Tierärzte, keine Schutzimpfungen und keine Tierseuchenkasse gab:

„Auf die Franzosenpest folgte die Rinderpest. Volle drei Monate lang mußte das mitgenommene Volk diesen Würgeengel im Stall haben. Wenn ein Stück von ihr befallen war, wurde es traurig, gab nach zu fressen und auch keine Milch mehr. Sie bekamen kalte Nasen und Hörner, und wenn sie hin wurden, dann fand man nichts als eine große Galle. Das Fleisch mußte alles verlockt werden. Um die



Votivtafel aus Haisterkirch. Aus: Zu Fuß, zu Pferd... Wallfahrten im Kreis Ravensburg, Biberach 1990.

Um abwendung der Fich ruht hat die ganze Gemeindef
Haisterkirch einhellig die Zusage zu der Schmerzgastin Mutter Gottes genommen und die
über die stang springende sich zu Ehren der Mutter Gottes versprochen und geopfert.

Seuche abzuwenden, las man in der Kirche jeden Tag in der Früh um 6 Uhr zwei heilige Messen, setzte das heilige Gut im Ciborium aus und betete einen Psalter. Um zu verhindern, daß die Seuche verschleppt wurde, beschlossen die Zünfte am 19. Oktober auf Anraten des heiligenbergischen Vieh- arztes, jedes angegriffene Stück Vieh in ein hierfür bestimmtes Seuchenhaus zu bringen. Von der Ob- rigkeit wurden zwei Kuhhirten aufgestellt, die die- ses Vieh abzuwarten hatten. An Simon und Juda, also am 28. Oktober, war noch nicht viel angesät, denn das Hornvieh war krank, die Pferde von den Franzosen zu kaiserlichen Fuhren verwendet.

Die Viehseuche wütete trotz aller Gegenmaß- nahmen immer stärker. 250 Stück fielen. Weil alle weltlichen Mittel nichts nützten, erdachte man ein neues geistiges Mittel. Man weihte Hafer, Gerste, Salz und dergleichen, und gab solches dem Vieh im Namen Jesu zu fressen. Aber erst im Frühjahr hörte die Krankheit auf.

Auch in unserem Stall war die Seuche. Schon fiel eine Kuh, die andere bedroht. Mein Weib war schwanger: Wir machten ein Versprechen. Wenn dieses Kind ein Knäblein sein werde, dann wollen wir es zu Ehren des hlg. Wendelinus Wendelin tau- fen lassen. Und? Gott und dem hl. Wendelin sei Dank, die übrige Kuh und das Kalb blieben ge- sund.“

Soweit der Bericht des Pfullendorfer Stadtbau- meisters über die „hungarische Rinderseuche“, die im 18. Jahrhundert insgesamt sechsmal aus dem Osten nach Deutschland eingeschleppt wurde. Die Viehseuche wütete so, daß manche Dörfer „ohne jegliche Klaue“ waren. Es erstaunt daher nicht, daß bei Versagen aller weltlichen und geistlichen Mittel

die Bauern selbst zu Tieropfern bereit waren. Sol- che Opfer wurden u. a. 1745 in Füssen, 1756 in Obergünzburg und 1774 in Haisterkirch gebracht. Auf der Votivtafel von Haisterkirch ist eine ganze Viehherde zu sehen, von der die Leitkuh über ei- nen Balken springt. Der Text darunter aber lautet: „Umb Abwendung der Fichsucht hat die gantze Ge- meindt Haisterkürch einhellig die Zuflucht zu der schmerzhaften Mutter Gottes genohmen und die über die Stang springende Kueh zu Ehren der Mut- ter Gottes versprochen und geopferet.“ Auch in Waldsee wurde eine Kuh geopfert, welche als erste das Stadttor, von der Weide heimkehrend, pasi-erte. Den geschätzten Wert des Tieres gaben die Bauern der Frauenbergkapelle.

Welche Werte durch die Rinderpest vernichtet wurden, erfahren wir aus einer Rechnung des Klo- sters Schussenried aus dem Jahre 1796. Damals be- trug der Erlös aus verkauftem Rindfleisch von ge- sunden Tieren, die „wegen der leidigen Viehseuche getötet werden mußten, 679 Gulden und 36 Kreuzer“. Der Wert einer Nutkuh betrug in jener Zeit ca. 30 bis 35 Gulden.

Im Kurfürstentum Bayern verendeten im Zeit- raum von 1795 bis 1798 85 000 Stück Vieh an der Rinderpest. In Europa sollen nach amtlichen Schät- zungen im 18. Jahrhundert 200 Millionen Rinder dieser Seuche zum Opfer gefallen sein, die seit 1879 in Deutschland erloschen ist.

Mehrfach ist in württembergischen Rescripten im 18. Jahrhundert von der Lungenfäule beim Vieh die Rede, so 1711 und 1735. Im Jahr 1787 wird die Krankheit wie folgt beschrieben: „Die Lungenfäule ist die trockene und die nasse. Diese hält man für unheilbar, das Vieh kann es sechs bis acht Wochen



Votivbild der Gemeinde Hohenbodman aus Anlaß einer Viehseuche im Jahre 1797. Aus: Leander Petzoldt, Votivbilder, Friedrichshafen 1982.

treiben, bis es crepiert. Jenes läßt sich meistens dadurch heilen, wenn man dem kranken Vieh täglich zwei- bis dreimal kühlenden Trank mittels eines Futterfasses einschüttet. Der Trank besteht aus saurer Milch mit gestosener Salpeter vermischt, auch Wein oder Holzapfelessig mit Sauerkrautwasser vermischt.“ Die Haut, u.U. auch das Fleisch, konnte bei den an der Lungenfäule verendeten Tieren Verwendung finden. Georg Friedrich Sick, der ab 1790 an der Berliner Tierarzneyschule Professor war, beschreibt 1807 in seinem Buch von der Abwendung und Heilung der Viehkrankheiten ausführlich die Lungenfäule. Er meinte hierzu, die Benennung der Krankheit sei eigentümlich, da die Lunge befallener Tiere keine Spur einer „wirklichen Fäulung“ zeige, aber verhärtet und oft zehnmal schwerer sei als bei gesunden Tieren. Er empfiehlt bei befallenen Tieren bestes Futter, Anbringung eines kräftig reizenden Haarseiles mit Nießwurz verstärkt am Triel und einem Quecken- oder Graswurzeltrank verbunden mit Schwefelsäure. So versuchte jeder Tierheilkundige aufgrund seiner Erfahrungen den Tieren zu helfen. Interessant ist bei Sick, der sein Buch für praktische Land-

wirte geschrieben hat, daß er vor Anwendung des Opiums und vor Mitteln mit Quecksilber und Arsen warnt, dagegen mehr bekannte Heilmittel wie Gerstenwasser mit Sauerhonig, Malztrank mit Schwefelsäure, den Quecken- oder Graswurzeltrank und Dampfbäder bei verschiedenen Pferde- bzw. Viehkrankheiten ebenso empfiehlt wie die Verwendung des Brenneisens und von Klistieren. Purgiermittel bei Pferdekoliken, die „von nichtswürdigen Charlatans oder anderen gewinnsüchtigen Afterthierärzten“ vertrieben wurden, verwirft er vollkommen.

Nicht von der Lungenfäule, sondern von der Lungenkrankheit berichtet am 2. März 1792 die „Schwäbische Chronik“. Danach hatte die in Münsingen unter dem Rindvieh „im Julius vorigen Jahres ausgebrochene, von Herzoglicher-Sanitäts-Deputation niemals für ansteckend gehaltene Lungenkrankheit Gottlob! ganz nachgelassen. Von 446 Stücken Rindvieh wurden 169 durch diese Krankheit ergriffen, von diesen 110 Stück wieder hergestellt, und 59 sind gefallen“. Die Lungenseuche war nach Mehrle seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in der Schweiz, in Baden und Württemberg stark verbreitet und 150 Jahre lang mit ungeheuren Verlusten verbunden. Diese Seuche ist seit Menschenedenken hierzulande getilgt. Lungenfäule, Lungenkrankheit und Lungensucht haben nichts mit der im 20. Jahrhundert stark verbreiteten Tuberkulose (Schwindsucht) zu tun.

Der bei Wiederkäuern so gefürchtete Milzbrand, dessen Bazillus auch auf den Menschen übertragen wird, findet erstmalig in Württemberg seine Erwähnung auf dem Erlaßweg in einer ausführlichen „Belehrung des Medicinal-Collegiums über den Milzbrand der nützlichen Hausthiere“, welche am 19. Juli 1822 erschien. Doch schon 1701 wird die Seuche in Allmendingen erwähnt, wo „unter den Rossen als Kühevieh der Milzbruch etwas eingerissen, daß 7 Roß und 6 Kühe so vorn an der Brust große Bänklen gelb Wasser gewesen“. Milzbrand (Milzbruch) wurde in Schwaben auch als „gelber Knopf“ bezeichnet, „weil nur an dem Luftröhrenknopf eine etwas gelbe Masse zum öfteren angebrochen wird, die eine Erstickung macht“. (Ulm 1787)

Die Entwicklung der Tierheilkunde in Württemberg im 19. Jahrhundert

Bevor in Stuttgart 1821 eine Tierarzneyschule begründet wurde, lag die Veterinärverwaltung in den Händen der Amtsärzte. Für sie wurden an den Universitäten besondere Vorlesungen abgehalten, die sie in die Heilkunde von Tieren einführten, so daß sie in der Lage waren, Maßnahmen beim Auftreten von Tierseuchen einzuleiten. Ihre Ausbildung war rein theoretisch; mit kurativer Tätigkeit beschäftigten sie sich nicht.

Der erste an den Universitäten von Wien und Kopenhagen wissenschaftlich ausgebildete Tierarzt Württembergs war wohl Dr. med. G. H. Walz, der zuerst Humanmedizin studiert hatte. Im Jahr 1794 vom Herzog als Landestierarzt angestellt, hat er viel

Vorlage Dr. Max Flad.

Unterricht
für den Landwirth
so wie
für jeden Pferde- und Viehbesitzer
zur
Abwendung und Heilung
der, in Kriegeszeiten eben so gewöhnlich
als häufig vorkommenden
Vieh-Krankheiten
und
ansteckenden Vieh-Seuchen,
auf
hoher Veranlassung entworfen
von
George Friedrich Sick,
Königl. Preuß. Professor der Thier-Heilkunde
in Berlin.
1807.

zu Kriegs- und Friedenszeiten gleich nützlich.

In Commission in der Realschulbuchhandlung.

[Preis 12 Groschen.]

für die Tierheilkunde geleistet. Seine Aufgaben waren umfangreich. Unter anderem gehörten dazu die Bekämpfung der Viehseuchen, die Belehrung von Viehbeschauern, Schmieden, Hirten und anderen Personen über anzuordnende Behandlungsarten, ferner über Aderlassen, Lederstechen, andere chirurgische Operationen, Hauptmängel und Hufbeschlag (Trautwein).

Kaum im Amt, beantragte Walz die Errichtung einer „Vieharzneischule“, die jedoch erst 23 Jahre später zustande kam. Sie wurde zuerst von einem Kollegium geleitet. Die Zöglinge, welche die Schule besuchen wollten, mußten vorher ein Handwerk oder Gewerbe gut erlernt haben, weil man der Auffassung war, daß sie nach ihrer Schulung als „Tierärzte für das platte Land“ durch ihre Praxis allein nicht genügend finanziell abgesichert seien. Die Kursdauer betrug zunächst ein Jahr.

Als die Anstalt mehrere Jahre bestand, verfügte die Regierung 1830, daß zwar eine jede Person kranke Haustiere behandeln dürfe; wenn aber eine Gemeinde für einen Tierarzt ein Wartegeld oder Gehalt festsetze, „so kann hierzu nur ein Thierarzt

gewählt werden, der entweder von den Vorstehern der Thierarzneischule in Stuttgart oder bei dem Medizinalkollegium eine Prüfung in der Thierheilkunde bestanden hat“. Weiter wurde verfügt: „Die selbständige Behandlung einer Seuche, unabhängig von der Leitung des Oberamtsarztes, kann aber nur einem wissenschaftlich gebildeten Thierarzt übertragen werden.“ Damit gab es dreierlei Arten von Tierärzten, nämlich Ungeprüfte, ferner Zöglinge der Tierarzneischule und schließlich wissenschaftlich ausgebildete und geprüfte Tierärzte.

Besoldete Tierärzte – Oberamtstierärzte – wurden in Württemberg z. T. kurz nach der Neugliederung des Landes (1808) angestellt. Allein es waren wenige, und sie standen unter der Aufsicht der Oberamts- und Unteramtsärzte. Unabhängig von deren Bevormundung wurden sie erst durch eine Verfügung des Jahres 1846. Ihre Besoldung war aber gering und reichte meistens nicht zum Lebensunterhalt aus.

E. Hering, der ab 1822 an der Tierarzneischule tätig war und sie später hervorragend leitete, meinte hierzu: „Nicht selten muß Pferdehandel,



Viehverlöbnis der Gemeinde Berg (Stadt Friedrichshafen) zum hl. Sebastian im Jahre 1766. Aus: Leander Petzoldt, Votivbilder, Friedrichshafen 1982.

eine Wirtschaft oder eine Kleemeisterei zum Lebensunterhalt beitragen, weil das Amt den Mann nicht ernährt.“ Auf eine nicht ausreichende Beschäftigung der ausgebildeten Tierärzte deutet auch eine Verordnung von 1879 hin, in der es heißt: „Bei der Wahl von Kleemeistern ist Thierärzten, wenn immer thunlich, der Vorzug zu geben.“ Hierbei handelte es sich um Tierärzte, die ab 1868 in Stuttgart eine dreijährige Studienzeit hinter sich gebracht hatten. Ab 1890 erhielt die Tierarzneischule den Charakter einer Hochschule.¹⁸ Die Gründung fiel in eine Zeit grundlegender Entdeckungen auf dem Gebiet der Bakteriologie. In Paris wirkte Louis Pasteur, und im deutschen Sprachraum erkannten Wissenschaftler von 1875 bis 1885 die Ursachen des Rauschbrands, der Rotzkrankheit, der Tuberkulose und des Schweinerotlaufs. Damit waren die Grundlagen für ihre Bekämpfung geschaffen.

In den letzten 100 Jahren wurde vom Berufsstand der Tierärzte Außerordentliches geleistet. Sie waren nicht nur im Bereich der Tierzucht – später bei der Gründung der Tierzuchtvereine und -verbände – maßgeblich beteiligt, sondern ihnen ist auch zu verdanken, daß eine ganze Reihe von Seuchen heute selten geworden und zum Teil nur noch dem Namen nach bekannt sind. So sind Rinderpest und Lungenseuche, die früheren Geißeln der Rindviehhaltung, erloschen. Milzbrand, Rotz und Räude treten nur noch selten auf, ebenso Schafräude und Schafpocken. Eine große Leistung war es, nach dem Zweiten Weltkrieg die Rindertuberkulose zu tilgen. Inzwischen gilt der Kampf neuen, vorwiegend durch den Welthandel importierten Krankheiten und Seuchengängen. Darüber hinaus wirken die Tierärzte bei der Fleischbeschau, der Lebensmittelüberwachung in Metzgereien, Lebensmittelbetrieben und Gaststätten und ebenso bei der Überwachung des Tierschutzgesetzes und der Verwendung von Arzneimitteln mit. Die Aufgaben und Tätigkeiten des Berufsstandes haben sich so im Verlauf der Jahrzehnte stark gewandelt.

Der Weg vom Segenssprecher, vom heilkundigen Hirten und Kurschmied, von Viehärzten unterschiedlichster Art zum wissenschaftlich ausgebildeten Tierarzt war lang und weit, genau wie jener vom bartscherenden, schröpfenden und aderlassenden Dorfbarbier zum Mediziner von heute.

Anmerkungen

- 1 Andere Bezeichnungen für den Fallmeister waren: Abdecker, Kleemeister, Wasenmeister, Schinder.
- 2 Unter „Medicus“ verstand man einen wissenschaftlich ausgebildeten Arzt, „Physicus“ war die Bezeichnung eines Amtsarztes.
- 3 Der Beruf des Scharfrichters kam in Deutschland erst im 13. Jahrhundert auf. Vorher übten Knechte, noch früher Sklaven diese Tätigkeit aus. Weitere Bezeichnungen für den Scharfrichter waren: Nachrichter, Henker, Meister.
- 4 Theriak war ein aus 12 Bestandteilen zusammengesetztes Volkshelmmittel, dessen wirksamste Substanz aus Opium bestand.
- 5 Oftmals wurde den Kleemeistern der Vorwurf gemacht, daß sie bei ihrem Geschäft Seuchen übertrugen.

- 6 Kenntnisse im „Medizinieren“ waren vielfach Voraussetzung dafür, daß einem die Stelle eines Kleemeisters übertragen wurde. So legte z. B. der Sohn eines Kleemeisters von Mickhausen, Bayrisch Schwaben, bei seiner Bewerbung ein Attest vor, in welchem stand, daß er „in der Vieharzney viel Wissenschaft besitzt“. Von den Kenntnissen eines Abdeckers in anatomischer und tiermedizinischer Hinsicht möge der Bericht von G. Wigmann, Memmingen, aus dem Jahre 1739 über ein „beschautes Pferd“ Zeugnis geben. „Daß des Vorweisers dieses (Zettels) Johannes Haug von Frohnhart sein Pferd in der s. v. Oeffnung sich dermaßen herzslechtig befunden, daß nicht nur beide Herzkammer davon voll gewesen, sondern auch die Luftröhre in den Lungen davon vollgesteckt sind, auch daß die Lunge dermaßen mit Brand und Eiter eingenommen gewesen, daß es in kurzem auch noch lungenrissig geworden wäre, wie dann der andere Lungenflügel schon ziemlich entzündet gewesen ist, solches wird hiermit von mir ... bestens bestätigt.“
- 7 Weitere Ausdrücke für Luder waren Kog, Aas, Kaib, Schelm. Alle diese Worte galten als schlimme Beleidigungen.
- 8 Der im Volk gebräuchliche Spruch: „Deinem Geruch nach könnte man meinen, du gingest beim Kleemeister in Kost“ deutet auf die zum Teil starke Geruchsbelästigung hin, die mit dem Abdecken verbunden war.
- 9 Jakob Vollmer, das 11. Kind des Mengener Scharfrichters, wurde Maler. Er heiratete 1768 Ursula Mesmer, die Tochter eines Malers aus Saugau. Seine zwei Söhne übten ebenfalls die Profession des Vaters aus; der eine von ihnen war Professor in Bern, der andere lebte in Augsburg.
- 10 Im Jahr 1554 erließ Herzog Christoph von Württemberg einschränkende Bestimmungen zur Pferdehaltung und forderte die Bauern auf, mehr Zugochsen zu halten.
- 11 Unter „Feifel“ verstand man eine Schwellung der Halsdrüse, die als Beginn der Darmkolik angesehen wurde.
- 12 Aderlaßeisen („Laßeisen“) samt Schutzhüllen wurden im 18. und 19. Jahrhundert in großer Zahl von den Einwohnern des oberen Filstales hergestellt und vertrieben. Der Bedarf war hoch; wurde doch mehrfach im Jahr an sog. „Laßtagen“ von den Wundärzten Blut abgelassen. Neben den Schmieden mußten auch die Viehärzte und die Hirten über Laßeisen verfügen; dagegen war es ein „unerhörter Frevel“ sich von einem Scharfrichter einen „Aderlaß“ machen zu lassen. Dies mußten 1758 acht Betzenweiler Handwerker erfahren, welche dafür zur „Abwaschung“ Wachs in die Zunftlade geben mußten.
- 13 Bereits in einem württembergischen Rescript von 1569 werden Nonnenmacher als Heilkundige erwähnt.
- 14 Durch einen Streitfall zwischen den Herrschaften Dürmentingen und Stotzingen aus dem Jahr 1586 wissen wir, daß ein Viehheiler aus Laupheim namens Dätz jahrzehntelang nach Heudorf bei Riedlingen kam, um dort Rosse, Schweine und anderes Vieh gesund zu machen. Heudorf ist von Laupheim immerhin ca. 40 km entfernt. Dies ist ein Beweis dafür, daß gute Viehärzte eine weit ausgedehnte Praxis hatten und ihr Gewerbe im Umherziehen ausübten.
- 15 Im Jahr 1781 führte der Konstanzer Bischof Maximilian von Rodt ein neues Benediktionale ein, nach welchem die Bauern vor dem Gebet über erkranktem Vieh darüber zu belehren waren, daß deren Krankheiten nicht nur von Dämonen herrühren, sondern auch natürlichen Ursprungs sein und von vergiftetem Futter, schlechter Luft und ungesunder Ernährung kommen konnten.
- 16 Der Kenntnisstand über die Maul- und Klauenseuche vor 150 Jahren ist aus Schlipfs „Handbuch der Landwirtschaft“ zu ersehen. Er schreibt hierzu: „Einige

Landwirthe treiben das Vieh im Herbst auf benachbarte Wiesenweiden, wodurch sich nach ihren Erfahrungen diese Krankheit verlieren soll." Auch empfiehlt er einen sofortigen kleinen Aderlaß bei Auftreten der Krankheit und eine Gabe Glaubersalz mit Leinsamenschleim.

- 17 Die Bezeichnung „hungarische Rindviehseuche“ rührte daher, daß die Rinderpest stets aus dem Osten kam. Meist wurde sie durch Ochsen, welche als Schlachtvieh zur Versorgung der städtischen Bevölkerung im mittleren Europa benötigt wurden, eingeschleppt.
- 18 Bedauerlicherweise faßte im Jahr 1910 der Landtag den Beschluß, die Stuttgarter Tierärztliche Hochschule aufzuheben. Die Tierärzte Württembergs erhielten ihre Ausbildung fortan überwiegend in München.

Literaturnachweis

Angele A., Ummendorf und Umgebung, Biberach 1954.
 Bertelt W., Aus dem Osten kam der Tod. Rinderpest vernichtete im 18. und 19. Jahrhundert Millionen von Tieren, in: „Kurland“, Bad Waldsee.
 Bischoff-Luithlen A., Von Amtstuben, Backhäusern und Jahrmärkten, Stuttgart 1979.
 Buck M., Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben in Schwaben, Ravensburg 1865.
 Deigendesch J., Nachrichters nützliches und aufrichtiges Pferd- und Ross-Arznei-Buch, Tübingen 1760.
 Endrich Anna, Die Zunft und ihre Zeit in Buchau am Freien Federsee, Buchau 1960.
 Fakler J., Bellamont im Spiegelbild, Bellamont 1984.
 Fischer H., Pfeleiderer W., Schwäbisches Wörterbuch, 7 Bände, Tübingen 1904–1936.
 Flad M., Zur Geschichte des Schmiedehandwerks, Bad Buchau 1989.
 Frisch O., Bad Wurzach, Hinterzarten 1975.
 Gehring, Württembergische ländliche Rechtsquellen, Bd. III, Oberschwaben, Stuttgart 1941.

Grimm H., Eduard August von Hering (1799–1881), Obermedizinalrat, Mitbegründer der modernen Veterinärmedizin, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. X, S. 346 ff.
 Grimm H., Die Rinderzucht im Oberamt Waldsee, Waldsee 1954.
 Jais Ä., Ein Lehr- und Gebethbuch für gut gesinnte Christen, besonders fürs liebe Landvolk, Salzburg 1793.
 Mehrle F., Die Geschichte des Veterinärwesens in Baden und in Württemberg, in: Jahresbericht der Stuttg. Tierärztlichen Gesellschaft 1956/57.
 Reinhard R., Franz Konrad und Maximilian Christoph von Rodt, in: Die Bischöfe von Konstanz, Bd. 1, Friedrichshafen 1988.
 Reyscher, A. L., Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, Bd. 1–19.3, Stuttgart und Tübingen 1837–1848.
 Roth R., Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Leutkirch, Leutkirch 1872.
 Rueß B., Beiträge zur Geschichte Schussenrieds, Bad Buchau 1981.
 Schuhmann H., Der Scharfrichter. Seine Gestalt, seine Funktion, Kempten 1964.
 Selig Th., Um den Bussen, Bad Buchau 1987.
 Sick G. F., Unterricht für den Landwirth so wie für jeden Vieh- und Pferdebesitzer zur Abwendung und Heilung der in Kriegszeiten ebenso gewöhnlich als häufig vorkommenden Vieh-Krankheiten und ansteckenden Viehseuchen, Berlin 1807.
 Spahr G., Oberschwäbische Barockstraße Bd. IV, Weingarten 1982.
 Trautwein H., Die Entwicklung des Veterinärwesens im ehemaligen Landesteil Württemberg unter besonderer Berücksichtigung des Dienstbezirks des Staatlichen Veterinär-Amtes Nürtingen, in: Tierärztliche Umschau Nr. 5, Konstanz 1982.
 Walter F., Kurze Geschichte von dem Prämonstratenserstifte Obermarchtal, Ehingen 1835 (Neudruck Bad Buchau 1985).
 Weitnauer A., Himmel voller Helfer, Welt voller Wunder, Kempten 1980.



Die Oberessendorfer Eligiuskapelle wurde – der Überlieferung nach aus Anlaß einer Pferdeseuche – wohl in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut. 1957 beim Ausbau der Bundesstraße 30 abgebrochen, entstand sie 1983 im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach nach alten Fotografien und Plänen neu. Glücklicherweise hat sich die originale Innenausstattung erhalten.

Foto: Ege, Bad Schussenried